

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 140.

Samstag, den 17. Juni 1905.

20. Jahrgang.

LOKALES

Wiesbaden, 16. Juni 1905.
Nachdruck verboten.

Praktische Winke für die Reise.

Wer eine Reise machen will, muß die Vorbereitungen dazu in aller Ruhe, und längere Zeit vor der Abfahrt treffen. Ob es sich um eine kurze oder längere Reise handelt, kommt nicht in Betracht, insofern, als man in jedem Falle mit Umsicht und Besonnenheit verfahren muß, wenn der beabsichtigte Genuß nicht durch eigene Schuld ins Gegenteil verandelt werden soll. Nichtet man nämlich den Gedankenlangsam nicht rechtzeitig genug auf die geplante Reise und wird infolgedessen vielleicht noch im allerletzten Augenblicke Vergessenes zusammengeholt, dessen man sich, wie man sich mit befriedigtem Seufzer sagt, gerade noch rechtzeitig erinnerte, so kommt es sehr leicht vor, daß etwas Wichtiges vergessen wurde und dann nachgeholt werden muß. Das bedeutet dann für den nachlässigen Reisenden zum mindesten eine Beschämung, ganz abgesehen von der Verursachung von Mühe und Kosten. Wer sich auf Reisen begeben will, sollte sich, was ich schon von jeher tue, ein Notizbuch zur Hand legen, in welches er alles Mitzunehmende einträgt: Beim Einschreiben legt er sich gleich von Anfang an ein Register an, und hierin bemerkt er alle Gegenstände der Reise nach. Dadurch erleichtert er sich das Aufzeichnen der Sachen bedeutend. Das Anschreiben besorgt er sofort, sobald ihm etwas auf der Reise zu Benutzendes in den Sinn kommt, denn sonst wird es vielleicht im Eifer der Beschäftigungen wieder vergessen. Dies bezieht sich auch nicht allein auf die großen Stücke, an die man schon leichter denkt, sondern gerade auf die mancherlei Kleinigkeiten, die wir auch unterwegs sehr ungern vermissen, weil sie uns zum Leben unentbehrlich geworden sind. Rechtzeitig, um eventuell dem Schaden noch abhelfen zu können, müssen auch die großen und kleinen Koffer, die Reiseförde, Hutschachteln und Plaidhüllen nachgesehen werden. Lose Gurten werden wieder straff gemacht, hier und da muß ein Nagel fester eingetrieben ein Band erneuert werden. Das Futter der betreffenden Behältnisse muß in tadellosem Zustande sein, wenn ihr Inhalt vor Staub und Rässe vollkommen bewahrt bleiben soll. Auch der Verschluss muß sorgfältig geprüft werden, bevor man die Reise antritt, damit einem kein Schaden entsteht. In den großen Reisekoffern pflegt eine besondere Abteilung für die Hutschachtel zu sein, was recht bequem und einfach ist. Sonst muß man eine gut zu verschließende Hutschachtel daneben als Gepäckstück mit aufgeben. Eine zum unentbehrlichen Gebrauchsgegenstände gewordene Plaidhülle behält man dagegen bei sich. Ein Schirmhalter wird darüber geschonnt. Es ist ratsam, so wenig Handgepäck wie nur irgend möglich bei sich zu behalten und es überhaupt sehr zu beschränken. Wie viel Aufmerksamkeit muß darauf verwandt werden, die die Zeit in Anspruch nimmt, in welcher eine schöne Gegend durchfahren wird, oder eine angenehme Bekanntheit angefaßt werden könnte. Wie leicht wird auch irgend etwas beim Um- oder Aussteigen vergessen, was der Reisende dann nur schwer oder überhaupt gar nicht wiedererhält. Wer gar keine Last mit dem Gepäc zu haben wünscht, muß es einige Zeit vorher als Frachtgut an Ort und Stelle befördern lassen, was unter Umständen sehr anzupfehlen ist. Je nach der Entfernung muß das Gepäc dann 5-8 Tage vor der Abreise aufgegeben werden. Als Güter kommt es bedeutend

früher denn als Frachtgut an, kostet aber auch viel mehr. Wer sich in eine Sommerfrische begeben will und sich dort mehrere Wochen aufhalten gedenkt, muß sich, falls er noch nicht dagesewesen ist, bei kompetenten Personen, die aus eigener Erfahrung urteilen, nach den gegebenen Verhältnissen erkundigen. Niemals soll man mit Familie an einen unbekanntem Ort reisen, ohne vorher möglichst genau Erkundigungen eingezogen zu haben. Eine einzelne Person findet etwa da noch ein Unterkommen, wo es für mehrere Menschen durchaus unmöglich ist. Einer allein kann sich wohl einmal einschränken und vielleicht auch gleich weiterreisen, falls es die Umstände gebieten. Bei einer ganzen Gesellschaft ergeben sich dann aber leicht unangenehme Verwickelungen, vermehrte Kosten usw. Wer nun also mit seiner Familie eine Sommerfrische zu längerem Aufenthalt begehren will, muß sich, um nicht in Verlegenheit zu kommen, mit einer kleinen Hausapotheke versehen, um sich und andern mit dem Notwendigsten auszuheilen zu können. Wovon ist der Begriff des Notwendigen sehr dehnbar und bei verschiedenen Menschen verschieden, doch aber kann zur Minimierung folgender Sachen dringend geraten werden. Man versorge sich mit Eau de Cologne, getrockneten Kamillensüßholzwurzel, Salmisoleist, Pfefferminzöl, Salicylwasser, Heftpflaster, Seifenpapier, Bafelme, Duschalg, Goldcream, Glycerin, etwas Kognak und stärkendem Wein, auch Cafes und Schokolade, Kakao, Kaffee, in verschließbaren Büchsen wie auch etwas Fleischextrakt. Damit ist man für alle Notfälle gerüstet und braucht nicht gleich einen fremden Arzt zu Rathe zu ziehen. Obige Sachen sind alle in den Droguengeschäften zu haben und können auf einem Wege eingekauft werden, sind auch nicht schwer und umständlich zu verpacken. Ihr Fehlen kann aber höchst unliebsam werden. Wenn man etwa wirklich seiner Erholung leben will, mithin eine von der gewöhnlichen Reiseroute abseits liegende Stätte aufsucht, dann muß man sich eben schon vorsichtshalber mit allem möglichen versehen. Zu den unentbehrlichen Gegenständen gehören ferner Schreibmaterial, Postkarten (Anschickarten sind freilich schon im kleinsten Maße zu haben), Briefpapier, Röhrenstiften aller Art, Bindfaden, Messer und Schere. Ein kleines, selbstverfertiges Ledertrümmel mit Steck- und Nähadeln, schwarzem und weichem Zwirn, Zinngerbüt und Schere versehen und durch ein Gummiband fest verschlossen, trägt man am besten bei sich, da sich auf Reisen oft genug Gelegenheit zum Nähen finden wird. Auch ein zusammenlegbarer Spiritusapparat leistet sehr gute Dienste, falls sich die Gelegenheit bietet, einzelne Mahlzeiten selbst zu bereiten. Für eine große Familie ist es sogar sehr vorteilhaft, einen ausprobierten Petroleumofen mitzunehmen. Ferner versteht die nachdenkende, auf Sparsamkeit angewiesene Hausfrau einen gut geräucherten Schinken, einige Terbelatwürste, Konserven und dergl. mehr, was sie zu brauchen meint, als Frachtgut; bei sehr warmer Witterung als Güter, weil diese Geware an Ort und Stelle oft sehr teuer sind. Man kann durch Unachtsamkeit großen Schaden leiden, ihn aber auch durch Nachdenken vermeiden. Durch Erfahrung wird man klug, und der wirklich Kluge macht sich die Erfahrungen anderer zunutze.

Heilanstalt von Prof. Denhardt. Die Prof. Rub. Denhardtische Anstalt für Stotterer in Eisenach wurde vom 1. April 1904 bis zum 1. April 1905 von 139 Stotterern besucht, unter denen sich, wie alljährlich, eine größere Anzahl von Ausländern befand. Unentgeltliche Aufnahme konnte 21 Personen gewährt werden. Nicht selten waren die Leidenden von ihren Familien begleitet, die sich durch die herrliche Lage Eisenachs bestimmen ließen, die Zeit der Sommerfrische hier zu verleben.

* **Strasporto auf Postkarten.** Durch die vor einigen Monaten von der Reichspostverwaltung erlassenen Bestimmungen ist bekanntlich gestattet worden, bei Ansichtspostkarten auch die linke Hälfte der Vorderseite zu schriftlichen Mitteilungen zu benutzen. Wie von ununterrichteter Seite mitgeteilt wird, wird diese Bestimmung in neuerer Zeit häufig irrtümlich dahin aufgefaßt, daß bei allen Postkarten, also auch bei den von der Reichspost bezogenen gewöhnlichen Postkarten, die Vorderseite in gleicher Weise zu Mitteilungen benutzt werden dürfe. Infolgedessen wird von den Postanstalten täglich eine große Anzahl gewöhnlicher Postkarten, die auf der Vorderseite zur Niederschrift von brieflichen Nachrichten benutzt worden sind, mit dem tarifmäßigen Zuschlagsporto belegt. In Orts- und Nachbarortverkehr ist für eine beratige mit 2 A frankierte Postkarte ein Zuschlagsporto von 8 A, im Fernverkehr für die mit 5 A frankierte Postkarte ein Zuschlagsporto von 15 A zu entrichten. Da die Adressaten in den meisten Fällen die mit Strasporto belasteten Sendungen nicht annehmen, erfolgt die Rücksendung an den Absender, der dann das Strasporto selbst bezahlen muß. — Es ist allerdings nicht einzusehen, warum die Reichspost bezüglich der schriftlichen Mitteilungen auf der Vorderseite den Unterschied zwischen Ansichtspostkarten und gewöhnlichen Karten macht. Dem Vernehmen nach soll beabsichtigt sein, die Angelegenheit auf der nächsten internationalen Postkonferenz in Rom zu regeln.

* **Der Stemm- und Ringklub „Einigkeit“** hält kommenden Sonntag, den 18. Juni, von 3 Uhr Nachmittags ab, sein Sommerfest in sämtlichen Lokaltäten des „Waldhäuschen“. Die nötigen Vorbereitungen sind getroffen, um den Besuchern einige genutzreiche Stunden zu bieten. Das Konzert wird durch eine gutbesetzte Kapelle des Trompeterkorps „Urania“ ausgeführt, ebenso ist für Tanz-Sorge getragen und die Tanzleitung ruht in den bewährten Händen des Herrn Tanzlehrers Kaplan. Außerdem werden einige athletische Aufführungen stattfinden. Für sonstige Belustigungen sowie Kinderspiele, bestehend in Weilaufen, Sechshüpfen, Dahnenschlag, Kinderpolonaise mit Verabreichung von Hühnchen usw. ist bestens Sorge getragen.

Rheinisch-Westf. Handels- und Schreibzehr-Anstalt, Wiesbaden.
Jagt: 38 Rheinstraße 33, Ecke Marienstraße.
Unterrichts-Institut 1. Ranges
für **Damen und Herren**
in **Sachführung, Rechnen, Handelskorrespondenz, Kalligraphie, Maschinen- und Schönschreiben, Tag- und Abendkurse.** 6397
Prospekte kostenfrei.

Nährsalz-Backpulver liefert den Nährwert, gibt dem Gebäck leichtes, lockeres Geßige, weshalb leichter verdaulich. Preis 10 Pfg. Für reichlich 1 Pfund Reisl ausreichend. Wüßlingen ist ganglich angeschlossen. 2576
Nur zu haben **Kneipp-Haus, Rheinstraße 59.**

Speierling-Apfelwein sowie diverse **Beerenweine** Obstweinfabrik **Fritz Henrich,** Wiesbaden, Blücherstrasse 24. 1014

Sonnenschirme Wegen Umzugs zu **bedeutend ermäßigten Preisen.** **C. Wüsten,** 30 Langgasse 30. 2603

Allen Freund-n, Nachbarn und Bekannten bringe hiermit mein Lager in
Cigarren, Cigaretten und Tabaken
verbunden mit
Weinhandlung
in empfehlende Erinnerung 1714
Ernst Renz,
Schwalbacherstrasse 34, Ecke der Wellritzstrasse.

Jurany & Hensel's Nachf.
28 Wilhelmstraße 28
Buch- und Kunsthandlung,
(Telefon 213) gegründet 1843. (Carl-Hotel).
Abonnements auf Zeitschriften.
Modejournale, Leihbibliothek. 8699
Theatertexte. Opernführer.
Bedeutender Journallesezirkel.

PALMIN
feinste Pflanzenbutter
unübertroffen zum Kochen, Braten u. Backen 50% Ersparens gegen Butter! 1679/76

Hofbierbrauerei Schöffershof A.-G. MAINZ.
Niederlage Wiesbaden: Malazerstr. (Hasengarten). Telefon 707.
Original Brauerei-Abzug.
Garantie für Lieferung eines in sanitärer und hygienischer Beziehung einwandfreien Flaschenbieres.
Zubeziehen durch die meisten einschläg. Geschäfte. 999/125
Möbel u. Betten gut und billig, auch Zahlungserleichterungen zu haben 907 **A. Leicher, Adelsheidstr 46,**

Die General-Agentur
einer erstklassigen, deutschen Unfall- und Gastpflicht-Versicherung, Aktien-Gesellschaft, für größeren Bezirk und mit Sitz in Frankfurt a. M. ist **neu zu besetzen.**
Die Bedingungen sind günstige und dem General-agentur Inhaber wird ein Netto-Einkommen von **4000 bis 5000 Mark pro Jahr** garantiert.
Respekt wird nur auf nachweislich tüchtigen Sachmann. Inspektoren und Oberinspektoren bietet sich günstige Gelegenheit zur Selbstständigmachung. Offerten erbeten unter **V. 61501 b** an **Haasenstein & Vogler, A. G., Frankfurt a. M.** 1684/300

5 Mark und mehr 1216/259
Hausarbeit Strickmaschinen-Gesellschaft.
Gesucht Personen beiderlei Geschlechts zum Stricken auf unserer Maschine. Einfache und schnelle Arbeit das ganze Jahr hindurch zu Hause. Keine Vorkenntnisse nötig. Entfernung tut nichts zur Sache u. wir verkaufen die Arbeit **O. Kunn & Co., Hamburg, Z. V. N., Morkurstr. 253**

Drei-Gespann hoheleganter Wagenpferde zu verkaufen. 170 bis 173 hoch, 1- und 2-spännig, haltbarer gefahren. Anzusehen **Kirchgasse 23, „Drei Kronen“.** 3158



Nr. 140.

Samstag, den 17. Juni 1905.

20. Jahrgang

Doktor Voß.

Original-Roman von Carl Ed. Klopfer.

Fortsetzung.

„Thun Sie es doch, auf der Stelle, ich bitte Sie darum, liebster, bester Professor.“

„Wo denken Sie hin?“ sagte Willers leichtsin, ohne sich umzusehen. „Das ist ganz aussichtslos. In Ihrem Falle muß man solche Experimente sogar ängstlich meiden.“

„Aber wenn doch jene Dame in Rochefort —“

„Lassen Sie das“, schnitt ihm der Professor ganz grob das Wort ab. „Davon verstehen Sie nichts.“

Gerhard warf sich etwas beleidigt in seinen Polsterstuhl. Willers näherte sich ihm nach einer Weile lächelnd, als wollte er ihn versöhnen.

„Für's Erste irren Sie, Herr Baron, wenn Sie glauben, ich hätte schon hypnotische Experimente unternommen. In die Praxis wollte mich Braud nicht einführen; vielleicht — schien ich ihm schon zu alt dazu — was weiß ich! — Und dann bleibe ich dabei, Ihre Nerven sind nicht vollkommen in Ordnung, daß es gerathen erschiene, ihnen irgendwelche Gewalt anzuthun.“

Gerhard erwiderte nichts; er sah unverwandt auf den Brillenträger an der Hand des Professors, den dieser selbst so angelegentlich betrachtete, daß er damit auch die Aufmerksamkeit des Anderen darauf lenken mußte. Plötzlich hob Willers den Blick und bohrte ihn förmlich in das Gesicht des jungen Mannes.

„Herr Baron!“

„Ja?“ Und Gerhard verließ mit dem Rücken die Stuhllehne als wollte er sich erheben.

„Bleiben Sie nur! Gerade so, wie Sie sind! Bitte, lassen Sie Ihre Hände auf den Knien liegen!“

„Was haben Sie? Warum sehen Sie mich so an?“

„Ich glaube, es thut Ihnen schon nicht gut, so lange Ihren Geist anzustrengen. Sie sehen sehr müde aus. Nicht wahr, Sie fühlen sich recht abgemattet?“

„In der That — — —“

„Wenn Sie so stille sitzen — nicht wahr, da durchrieselt Ihre Glieder eine eigenthümliche Wärme.“

„Sie haben — Recht — Herr Professor.“

„Und da!“ Willers ergriff Gerhard's Hände bei den Gelenken, küßte sie ein wenig empor und ließ sie ihm dann plötzlich und mit einem leichten Nachdruck auf die Knie zurückfallen.

„Fühlen Sie Ihre Arme nicht, als hingen Bleigewichte daran?“

„Wahrhaftig ja. Diese sonderbare Müdigkeit!“

Willers nahm ihn abermals bei den Handgelenken und rückte ihm die Arme dann nach rückwärts.

„So gönnen Sie sich ein wenig Ruhe! Schließen Sie die Augen und legen Sie sich zurück!“

Naum berührte Gerhard's Kopf die gepolsterte Lehne, da ließ Willers wieder seine Arme fallen und fuhr ihm mit einer Hand rasch über das Gesicht herab.

Der junge Mann lag regungslos da — die erste Hälfte des angeblich verweigerten Experiments war gelungen.

Willers sah den Hypnotisirten mit aller Anspannung seiner Energie an. Es rann ihm selber der Schweiß von der Stirn,

und sein Athem ging stürmischer als sonst. Jetzt hätte er seiner übten Hand vielleicht nicht die Fähigkeit zugetraut, mit Sicherheit ein Operationsmesser zu führen.

„Sie werden mir auf Alles, was ich Sie fragen werde, umwundene Auskunft geben, Gerhard!“ herrschte er ihn an.

„Ja“, kispelte der Gefangene wie ein verschüchterter Edknaube.

Willers nidte befriedigt. Dann befaß er sich plötzlich, l behende zur Thüre und drehte den Schlüssel im Schlosse n. Hierauf zog er auch noch vorsichtig die dicke Smyrna-Portie zusammen, so daß kein Laut hineindringen konnte. Als er zum Stuhle des Barons zurückkehrte war er gefasster.

„Es ist am besten, Sie erzählen mir im Zusammenhange, was sich mit Ihnen begeben hat — von dem Augenblicke an, da Sie am 25. April Abends in Karlsruhe bei Alfred Voß ankamen. Vorwärts! Besinnen Sie sich! Und daß Sie mir ja nichts verschweigen, kein Erlebnis auslassen! Hören Sie?“

„Ja, ja. Bitte — lassen Sie mir nur Zeit, Herr — Herr Polizeidirektor! Ich will ja Alles bekennen, — ich weiß ja, daß ich verloren bin.“

„Was geschah also, als Sie aus Ihrer Ohnmacht zu sich kamen?“ fragte Willers sanfter, sein Ohr dichter herabneigend.

Gerhard erzählte — — —

Willers lauschte lange unbeweglich. Es bedurfte keiner weiteren Ermunterung oder Aufforderung mehr von seiner Seite. Der bleiche Schläfer da plauderte sein ganzes Wissen in ununterbrochenem Flusse aus — mit der mechanischen Promptheit einer ablaufenden Musikwalze. Plötzlich zuckte sein Beichtiger die Augenbrauen empor. Dann prägte sich die Ueberraschung in seinem vorgebeugten Gesichte immer deutlicher aus. Jetzt kam wieder die Unruhe über ihn, immer mehr, bis die Hände, mit denen er sich wiederholt den Schweiß von der Stirn trocknete, ganz sichtbar zitterten.

Endlich war Gerhard zu Ende. Willers richtete sich mit einem tiefen Athemzuge auf.

„Ja — und dann ließ er Sie mit Ihrer Kopfwunde liegen, natürlich!“ sagte er, mit seinem Kopfnicken gleichsam den Schlüsselpunkt hinter das ganze Geständniß setzend.

Hierauf ging er — etwas müden Schrittes — zur Thür, brachte die Portiere wieder in Ordnung und schloß auf. Er brauchte ziemlich lange dazu. Er schien dabei viel überlegen zu müssen.

Als er aber zu dem Regungslosen zurückkehrte, war er wieder der ruhige Operateur, der bis ins Kleinste weiß, was er zu thun hat und während des entscheidenden Eingriffes mit keiner Wimper zuckt.

„Wachen Sie auf, Gerhard!“ sagte er freundlich, ihm leicht gegen die Stirne blasend.

Der junge Mann rückte den Kopf und schlug dann die Augen auf.

— und damit wäre natürlich der Beweis erbracht, daß alle gegentheiligen Systeme auf leerer Spekulation beruhen“, sagte Willers, als beende er das unbefangendste Gespräch.

„Verzeihen Sie“, meinte Gerhard etwas verlegen. Ich glaube ich war ein bißchen zerstreut und habe Ihren letzten Ausführungen nicht ganz folgen können.“

„Na, ich wiederhole sie Ihnen das nächste Mal, verehrter Baron. Heute drängt die Zeit. Ich habe mich über die interessanten Controversen mit Ihnen schon verspätet. Ich habe noch Spitaalvisite.“

„Wünschen Sie uns Glück, gnädige Frau“, sagte Willers am Nachmittag zur Baronin.

„Von Glück sprechen Sie? Wie wäre das gekommen?“

Ich glaube Ihnen sagen zu können: Jetzt wird der Baron auch bald seelisch genesen sein. Da hat mir der Zufall ein Mittel verschafft, ihm das Gedächtniß zurückzugeben. Ich wollte nichts davon sagen, Ihnen die Ruhe nicht rauben, aber es ist so. Ihr Sohn hat das Gedächtniß an die Zeit seiner Abwesenheit von der Heimath vollständig verloren und nun kenne ich das Mittel, die Brücke, welche ihm über seine Seelenluft hinüberhilft. Der Kranke ist körperlich jetzt so weit, daß er bald wieder seiner früheren Thätigkeit, seinen Studien nachgehen kann und da halte ich es für das Beste, wenn er zunächst die hiesigen Verhältnisse auf einige Zeit entrückt wird, kurz schiden Sie ihn noch einige Zeit auf Reisen.“

„Ich werde Ihnen voll vertrauen, Willers“, antwortete ergeben die Baronin und hoffe, daß Sie den armen Jungen vollständig genesen wiederbringen.“

Baron Gerhard reiste thatsächlich noch am nächsten Tage ab.

Der Baron Rieswetter stieg in Holenstein nicht umsonst in einem kleinen, recht patriarchalisch geleiteten Gasthose ab — „Zum gülden Groschen“, auf dem Alten Markt, einem Hause, das ihm schon im Wahnwägen ein hiederer Holensteiner empfohlen hatte; da konnte er wohl eher als in einem neumodischen Hotel ersten Ranges die näheren Erkundigungen nach der Frau einziehen, die er aufsuchen wollte.

Er wollte sich ja so genau als möglich in ihre Lebensverhältnisse einweihen lassen, um sie selbst mit Fragen verschonen und ihr gleich mit entsprechenden Vorschlägen zur Besserung ihrer Lage entgegenkommen zu können — falls dieselbe eben eine Abhilfe bedurft hätte. Und er war in der That an die richtige Adresse gekommen, insofern die Besitzerin des Gasthofes — selber eine Wittib — schier das lebendige Polizei-Register über ihre Mitbürger beiderlei Geschlechts war und sich von einer solchen nur durch den guten oder schlimmen Umstand unterschied, daß sie ihre „tiefen Einblicke“ nicht bloß den Amtspersonen zugänglich machte. Sie eröffnete ihm noch am Abend seiner Ankunft ihre ausgedehnte Wissenschaft.

„I du meine Güte! Die Wosin meinen der Herr Baron, die Doktorswittwe, die ihr Mann hat sitzen lassen? Es war ein hergelaufener Mensch, müssen Euer Gnaden wissen — —“
„Oh, über ihn brauchen Sie mir nichts mitzuteilen, werthe Frau! Den Doktor Alfred Boh kannte ich besser als Sie, denn er war mein intimster Freund!“

Da schlug sich die Tiefeingeweihte wohlweislich auf den rassen Mund und machte eine schleunige Wendung.

„Hergelaufen wollt' ich gerade nicht sagen, aber — wegelaufen ist er wirklich, halten zu Gnaden, Euer Gnaden. Und da muß man freilich zugeben, daß der arme Mensch — ich darf mir wohl erlauben, hochbero Freund einen Menschen zu nennen? — daß er seine regkräftigen Gründe dazu hatte, denn gleich nach seinem möschanten Verschwinden — mit Percussion zu sagen — hat man davon gehört, daß ihm die Polizei von wegen politischer Umtriebe auf den Versen gewesen sei; ich glaube, er war an einem geheimen Compott theilhaftig, wie man so Verschwürungen zu nennen pflegt, bei denen ja nie nichts Anderes herauskommt, als daß diese Cohnspüratöre ins Exil oder ins Brähsong wandern müssen und ihre Familie unglücklich machen; das werden mir Euer Gnaden doch assentiren müssen.“

„Glauben Sie, daß auch die Frau die Flucht ihres Gatten als ein unverzeihliches Vergehen angesehen hat?“

„I, nicht die Bahne! Die gute Seele lebt ja heute noch in der Illumination oder wie man so eine Einbildung nennt, daß der Theure si, keineswegs verlassen hat, sondern jeden Tag zurückkehren werde.“

„Wie? Sie weiß gar nicht, daß er todt ist?“ rief Gerbard erstaunt. „Wäre es möglich, daß die Nachricht von seinem Ableben hier gar nicht bekannt geworden wäre?“

„O doch, das Gerücht, die Infama behauptet, er sei da drüben, in der anderen Welt ertrunken, und der Großvater der armen Wittwe scheint auch Näheres darüber zu wissen. Aber ihr selbst hat man das nicht zu imitiren gewagt, und sie hätte auch gar nicht daran geglaubt. Der Herr Baron müssen nämlich wissen sie ist — nicht ganz in der Ordnung.“

Damit tippte sich die Frau Fremdwörter-Freundin an die Stirn. Gerhard wich bestürzt zurück.

„Wahn—sinnig?“

„Nicht gerade das, aber sie hat so eine fixe Idee, eine Monogamie, wie die Irrenhaus-Gelehrten es nennen, glaube ich, wenn Jemand nur in einem einzigen Punkte nicht ganz beisammen ist. Sonst ist sie völlig normal. Sie wendet ihrem Söhnchen, einem ganz reizenden Kerlchen, alle mütterliche Sorgfalt und Affertation zu, sie singt und musicirt auch zuweilen, aber sie geht nie aus, höchstens in den Hausgarten, weil sie eben meint, zu jeder Stunde probat sein zu müssen, falls der Erwartete zurückkäme. In dem Zimmer, in dem sie zuletzt mit ihm beisammen war, hat man auch Alles so liegen und stehn lassen müssen, wie es der Mann verlassen hat — so sollte er es nach ihrer Meinung eben wiederfinden. Sie selbst sieht zehnmal täglich dort nach, ob er noch nicht gekommen sei, aber eine andere Person darf absolut nicht hinein — darin ist sie sehr obligat, sonst aber au controleur, die Sanftmuth und Güte in Person.“

Gerhard tröstete sich einigermaßen mit der Hoffnung, daß die Schwägerin überhaup übertreibe und eine ungewöhnliche Pietät der Unglücklichen für alle Gegenstände, die einst im Gebrauche des Verstorbenen standen, auf „romantische“ Weise ausjhmäide.

„Und wo wäre die Dame zu finden?“

„O, sie logirt gar nicht weit von hier! Der Herr Baron brauchen sich von meinem Hause nur links zu wenden, die zweite Gasse links, — die Bädergasse, und darin wieder die zweite Gasse links, die Laurentiagasse durch, dann gleich rechts in die Kloster-gasse, da werden Gnaden Herr Baron die Ehre haben, das Haus zum gebrochenen Herzen Herr Baron die Ehre haben, das Haus über, vor hochbero Visionage zu erblicken.“

„Danke. — Zum gebrochenen Herzen? Der Name geht einem zu Gemüthe!“

„Nicht wahr?“ flötete die Wirthin sentimental. „Es klingt fast, als hätte man ihn aus Comparation für das Schicksal der armen Frau erfunden. Aber der Name ist uralt.“

„Und sie lebt dort bei einem Verwandten, bei ihrem Großvater, wenn ich recht berichtet worden bin?“

„Jawohl, bei dem Antiquar Brose.“

„Grasmus Brose, wie?“

„Oh, Euer Gnaden haben die Ehre, schon Näheres von dem Manne zu wissen?“

„Ja, der Name ging mir plötzlich so durch den Kopf, ich weiß nicht wie. Erasmus Brose muß entschieden eine weit bekannte Capacität als Antiquar sein, denn Erasmus Brose, das ist mir so geläufig wie etwa Benvenuto Cellini oder Jacopo Robusti, genannt Tintoretto.“

„Ich bitte um Excurs, Herr Baron! Ich verstehe nicht Lateinisch.“

Gerhard ärgerte sich, daß er so laut gedacht hatte. Was war das überhaupt für ein wunderlicher Einfall gewesen, wie sollte denn „Erasmus Brose“ mit „Robusti Tintoretto“ zusammenpassen?“

„Der Mann handelt also mit Antiquitäten?“

„Er sammelt das Zeug nur mehr als Armator, heißt es. Einem Käufer ist er schwer zugänglich.“

„Da ist er also unzweifelhaft recht wohlhabend.“

„Ja, seine Verhältnisse befinden sich in bester Desparation. — Aber worauf ich Euer Gnaden noch aufmerksam zu machen die Gewogenheit haben möchte; der Brose ist von jeher ein sonderbarer Ranz gewesen, der einen Sparren zu viel hatte, wenn ich mich so exponiren darf . . .“

„Aha!“ dachte Gerhard mit Befriedigung, bei meiner Frau Quicquid sind eben alle ungewöhnlichen Leute närrisch. — „Wie meinen Sie das, Verehrteste?“

„Er ist ein Menschenfeind, ein Misantrop, wie der Herr Bürgermeister sagt, der die Ehre hat, in meinem Hause zweimal in der Woche sein Fläschchen Assenthaler zu trinken — ein sehr juvenaler Herr, der das Lateinische und alle die gelehrten Sachen im kleinen Fingir hat, das kann ich sagen! — Aber wovon wollt ich reden? Ja, von dem alten Brose. Der ist immer ein diffidäthler Herr im Verkehr mit den Leuten gewesen, fast möchte ich sagen abstoßend; und besonders seit dem Unglück seiner Entel-tochter, da läßt er einen Fremden kaum mehr an sich herankommen. Er führt ein Leben wie ein Einsiedler, wie ein — Anal-phabet, nennt es der Herr Bürgermeister, der in meinem Hause zweimal in der Woche — Parbon! das habe ich ja schon erwähnt. — Ich möchte also Euer Gnaden geneigtest darauf aufmerksam machen, daß es gerathen sein wird, zu dem wahrscheinlich intuitiven Besuch bei der Wosin eine Stunde zu wählen, wo der Alte nicht zu Hause ist; es ist ja nicht Jedermanns Sache, sich seiner Ignoranz auszufreuen. — So am Vormittag, zwischen neun und zehn, pflegt er auszugehen, das wäre also nach meiner Dpposition die geeignetste Zeit.“

(Fortsetzung folgt.)

Aloysius Dupont.

Von Jean Sigaux.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal

(Nachdruck verboten.)

I.

Er war Maler und hieß eigentlich Louis Dupont. Doch, da er überzeugt war, daß Carolus Durans Ruf nur auf einer einfachen Namensänderung beruhte, so wollte er auch dem feinigsten schon von Anfang an ein Ansehen geben, das mit der Berühmtheit, die er zu erringen hoffte, besser im Einklang stand. So war denn aus Louis Aloysius geworden und Dupont hatte seine Vulgarität dadurch einigermaßen verloren, daß man ihm seinen letzten Buchstaben amputierte. Braucht man auf dieser Welt mehr, um sich eine Persönlichkeit zu schaffen? Der junge Mann glaubte nein, und hätten ihn die Verhältnisse nur ein wenig unterstützt, so hätte er zu seiner Freude erkennen können, daß sein Gedankengang gar nicht so falsch war.

Der Anblick Aloysius war wohl geeignet, um die verbitterten Schwarzseher Lügen zu strafen, die da behaupten, die Sonne scheine in Frankreich nur noch über mürrischen Sternen, von denen jede Fröhlichkeit verschwunden ist; seine gewöhnliche Kleidung führten die verdrossenen Philosophen ad absurdum, die der Kunst den Vorwurf machen, sie gehe in Paris nur noch in Lackstiefeln, oder im zugeknöpften Gehrock aus.

Ein Tirolerhut — es gibt noch welche —, der schief auf einer wallenden Haarsülle saß, ein von blonden Stoppeln eingerahmtes Gesicht, die auf die Bezeichnung „Vollbart“ einen nicht ganz gerechtfertigten Anspruch erhoben, eine Meeresschaumpfeife in dem stets lächelnden Munde, ein Samtjadett mit Meeresschaumknöpfen, die größer als die Rosetten des Großoffiziers der Ehrenlegion waren, endlich eine karierte Hose, auf der man bequem Schach spielen konnte, machten aus Aloysius den letzten Abkömmling jenes „einst so starken Geschlechts von Farbenkleckern“, die der Pinsel Savamis und die Feder Murgers unsterblich gemacht haben.

Wer kennt nicht in der Rue de la Bertrerie das auffallende Schild des Ladens „Zur äthiopischen Seife“? In einer vollständigen blauen Dekoration schwingt ein Neger zwischen zwei rosenfarbigen, aus Produkten der Firma gebildeten Pyramiden ein Stück Seife, mit der er das Wunder vollbracht hat, sich eine Wange weiß zu waschen. In dem Laden, den dieses Schild schmückte, hatte Aloysius das Licht der Welt erblickt.

Wie kam es nun, daß der junge Maler, der das Seifen-geschäft mit einem in seiner Familie so neuen Verufe vertauscht hatte, sich mit den Ueberbern seiner Tage nicht überworfen hatte? Die Erklärung für diese so außergewöhnliche Tatsache ist sehr einfach: sie waren tot. Wie hätten sie ihrem Sohn bei ihren Lebzeiten einen Entschluß verziehen, der der Würde, die die Nichtigkeit ihres Lebens gewesen, so auffallend Hohn sprach! Doch schon seit mehreren Jahren waren die „Äthiopische Seife“ und der Neger mit der weißen Wange in die Hände eines anderen Dupont übergegangen, eines braven, etwas brummigen und mit spießbürgerlichen Vorurteilen vollgepfropften Mannes, der darauf aber nicht besonders stolz war und obendrein eine sanfte und schon sehr ernste und vernünftige Tochter besaß.

Manchmal hatten der brummige Onkel und die sehr vernünftige Cousine in ihren gemeinsamen Träumen — und diese Träume hatten sie stets hinter einem schönen Labentisch aus weißem Marmor, auf welchem hübsche kleine, mit rosa Bändchen umwickelte Seifenstücke lagen — den Cousin mit den vergnügten Augen und dem lachenden Munde zwischen sich sitzen sehen; und zwar schwang der gute Jüngling nicht einen groben mit Ocker oder Karmin beschmuckten Pinsel, sondern einen schönen Elfenbeinseiferhalter, auch lag vor ihm keine schmierige, mit undefinierbaren Farben beladene Palette, sondern ein schönes und solides Hauptbuch, in das seine fleißige Hand unermüdet Biffeln schrieb.

II.

Doch ach, das war nur ein Traum.

Aloysius verachtete seine Cousine nicht, die zwar vernünftig, aber dabei hübsch war; die Seifenpyramiden widerten ihn an, und der Neger auf dem Labentisch erregte ihm Grauen. Diese plumpe Freude eines Menschen, der aus freien Stücken die Farbe wechselt, um einem Geschäft als Nestkame zu dienen, empörte ihn, und diese Empörung verriet sich bei dem jungen Maler in sehr berebten Zeichen gegen den Handel im allgemeinen und den des Onkels Dupont im besonderen.

„Geh' nur, geh'!“ sagte dieser brummig, „Du wirst noch glücklich sein, wenn Du eines Tages Seife verkaufen kannst, und ich weiß, wir werden nicht allzu lange über Dein unpassendes Betragen zu erröten brauchen; gutes Blut verleugnet sich nicht.“

Unpassendes Betragen! Als der Onkel Dupont diese Bemerkung zum ersten Male gemacht, war Aloysius aufgesprungen. Mit energischer Bewegung hatte er seine langen Haare zurückgeschleudert und mit zitternder Stimme ausgerufen:

„Dieses unpassende Betragen, lieber Onkel, führt zum Ruhme!“

„Glückliche Reise!“ hatte der Seifenhändler erwidert.

„Du wirst uns schreiben,“ hatte die kleine Cousine in sanftem Tone hinzugefügt.

III.

Ach, was war das für eine schöne, köstliche Reise! Sie dauerte nur wenige Monate und war sehr teuer! Doch, welchen Weg legte er zurück! Mit begeistertem Blick, wallendem Haar und zitternder, dabei aber donnernder Stimme hielt Aloysius im Café, auf dem Boulevard, im Atelier einem japanischen Atelier selbstverständlich — mit Stoffen, Wassen, Tischstuln, mit einem Wort, allem möglichen zum Malen — flammende Brandreden, und gestikulirte dabei in den Arbeitsstunden so wütend, daß er ganz vergaß, auf die Leinwand aufzutragen.

Die Taler des seligen Papa Dumont — mit einem t — schmolzen zusehends und wurden nicht ersetzt; doch wie rührend war das Schauspiel, wenn der „junge Meister“ vor einer Versammlung begeisterter Bewunderer die Verachtung des Geldes laut proklamierte!

Diese Epoche, in der Aloysius sein Vertrauen auf die Kunst — die große Kunst! — öffentlich aus sprach, in der er aber nichts produzierte, war die glänzendste Periode seiner Künstlerlaufbahn.

In kürzerer Zeit, als man braucht, als eine „Rückkehr der Fischer“ oder „Einen Winterabend im Gasthof“ anständig hinzuliefern, hatte Aloysius — im Traume! — eine zweite, eine erste Medaille erhalten, dann im Ru den ersten Preis des „Salon“ errungen, und war ein Institut an die Stelle des alten „Dingoda“ getreten, der sich entschlossen hatte, das Malen aufzugeben.

Der brummige Onkel und die vernünftige kleine Cousine folgten ihm aus der Ferne; sie warteten noch immer und verkauften unerschütterlich ihre Seife.

Sie brauchten nicht allzulange zu warten. Der „junge Meister“ erwachte eines schönen Morgens, nicht in einem der reichen Hotels der Avenue de Villiers, wo die Hohepriester der Kunst herrschen, sondern in einem Studenten-zimmerchen im sechsten Stock einer Straße, in der Kunstliebhaber und Bilderverkäufer nur sehr wenig verkehren.

Hier verbrachte er mit ungekämmten Haaren und niedergeschlagener Miene ganze Tage und kopierte aus dem Gedächtnis „Das Floß der Medusa“ nach Géricault, oder „Die Strafen, das Verbrechen folgend“ nach Prudhon, mit deren Verkauf er gerade seine Miete bezahlen konnte.

Von Zeit zu Zeit erhielt er — welche bittere Freude! — aus den Händen seines Portiers ein großes Kuvert, das ein Zwanzigfrancsstück enthielt, das wieder in einen vier Seiten langen Sermon eingewickelt war — das Geld kam von dem Onkel und der Sermon von der kleinen Cousine.

Bald herrschte fast das schwarze Glend in dieser Dachkammer, die bis obenan mit staubigen Gemälden angefüllt war, die sich in drohenden Stößen bis auf die Nebendächer fortzupflanzen schienen. Manchmal stand Aloysius vor diesem Biegelhorizont, über dem sich an den Sommerabenden die Schwalben verfolgten, und grübelte, und bittere Reue über sein verschlehtes Leben schlich ihm ins Herz. Aber auch der Stolz quälte ihn.

War denn gar nichts hinter dieser Stirn, die er für eine Künstlerstirn gehalten? Und war es wirklich seine Bestimmung, wie sein Vater und sein Onkel Seife zu verkaufen und eine gute, kleine, spießbürgerliche Cousine zu heiraten?

IV.

An einem Nachmittage, als er seiner dreihundertfünfund-fiebzigsten Copie des „Floßes der Medusa“ eben den letzten Pinselstrich verliehen, ließ sich Aloysius in den alten Sessel mit dem zerfetzten Leder fallen, der sein Zimmer zierte, schloß ein und träumte.

In einer ganz blauen Dekoration, ähnlich der des Schildes „Zur Äthiopischen Seife“ erhob sich eine leuchtende Leiter, an deren Spitze eine Frauengestalt mit Flügeln auf dem Rücken, die Ruhmesgöttin, einem jungen Manne au-

winkte, der ihr aus der Ferne die Arme entgegenstreckte. Dieser junge Mann, der Moysius wie ein Bruder ähulich sah, stürzte auf diesen Wink herab, sprang über Stöße von Seifenstücken, die ihm vergeblich den Weg zu sperren suchten, kletterte im Nu die Leiter hinauf, und hatte das Ziel schon erreicht, als seine Arme plötzlich zurücksanken, sein Fuß strauchelte und er mit lautem Aufschrei von der geheimnisvollen Leiter herabstürzte, die gen Himmel flog und verschwand. Nun machte sich eine große Bewegung bemerkbar, und in der herbeigeströmten Menge erkannte Moysius deutlich, seinen Onkel, und die Cousine; ja, sogar der Reger mit dem halb weiß gewordenen Gesicht stieg von seinem Schilde herunter, um ihm Hilfe zu bringen, während die Seifenstücke vergnügt wie die Kugeln eines Jongleurs um ihn herumtanzen.

Auch der Reger — sein Todfeind! — Moysius stieß einen zweiten — diesmal echten Schrei — aus — und erwachte!

Er hatte nur halb geträumt, denn vor dem Sessel, in dem er eingeschlafen war, standen der Seifenhändler und seine Tochter und sahen ihn an; der Onkel war noch immer brummig, und die Cousine noch immer ernst.

„Wir wollen Dich holen,“ sagte der eine.

„Wir nehmen Dich mit,“ erklärte die andere.

„Um Seife zu verkaufen?“ rief der junge Mann, „nie-
mals!“

„Im Gegenteil, um Silber zu malen,“ versetzten sie.
„Um Silber zu malen!“ . . . Moysius ließ ein Stöhnen vernehmen, und sein entsetzter Blick schweifte an den vier Wänden entlang, wo sich die unverkauften Gericault und Prudhon aufstürmten.

„Höre,“ sagte nun der Onkel, von der schmerzlichen Besserbarkeit dieses Bildes gerührt, „wir haben einen Plan, einen famosen Plan; ich werde ihn Dir auseinandersetzen; und Du sollst von mir keine Ausstellungen mehr hören!“

Dieses Wort entlockte dem Maler, gegen den die Jürys sich so hart gezeigt, einen zweiten Seufzer, daher hörte er zu.

Der Plan war in der Tat famos.

Neben der „Aethiopischen Seife“ war ein kleiner Wein-Ausdient frei. Der Onkel mietete ihn und setzte Moysius mit seinen Bildern hinein. Dann gab er jedem Käufer, der für zwanzig Francs Waren bei ihm erstand, ein Gemälde seines Nessen als Prämie zu. Der letztere erhielt, wohl verstanden, von jedem Verkauf eine kleine Provision.

Das Problem war gelöst; der Handel unterstützte die Kunst!

„Na, was meinst Du dazu?“

Er zögerte.

„Nimmst Du an?“ fragte die kleine Cousine.

„Ja, ich nehme an!“

So geschah es. Von der Prämie angelockt, strömten die Käufer herbei, und die Bilder verschwanden nach und nach. Es war für Moysius eine Gelegenheit, in den Laden zur „Aethiopischen Seife“ — sein Vaterhaus! — hinüberzugehen und dort stundenlang hinter dem Ladentisch aus weißem Marmor zuzubringen, wo ihn die kleine Cousine vor wenigen Jahren — im Traume gesehen — wie er unermüdetlich Zahlen in sein großes Hauptbuch schrieb.

Der Traum — was ein junges Mädchen will, will auch Gott! — ging übrigens bald in Erfüllung; der Maler interessierte sich immer mehr für den Verkauf der Seife, die mit dem der Gemälde gleichen Schritt hielt.

Als er eines Tages das Schild betrachtete, fand er zu seiner großen Ueberraschung, daß der Reger ein recht gutmütiges Gesicht besaß und ihm zulächelte, er holte seinen Pinsel, stieg auf die Leiter, legte auf die weiße Wange ein bißchen Couache und belebte das Blau der Bänder, die die Seifenstücke miteinander verknüpften.

Das war die letzte künstlerische Schöpfung von Moysius Dupon!

Pariser, die ihr die Prämien erheben wollt, beeilt Euch! So weit wir gehört, beabsichtigt Moysius seine nutzlos gewordene Palette einem Provinzial-Museum zu vermachen und sich ganz seiner kleinen Cousine zu widmen. Die große Stadt Paris wird einen Maler weniger, einen Seifenhändler mehr zählen.

Möge dieses gute Beispiel recht viele Nachahmer finden!



Ein fürstlicher Kunstkenner. Der berühmte Komponist und Violinist Spohr war von 1822 bis zwei Jahre vor seinem 1859 erfolgten Tode Hofkapellmeister in Kassel, doch war seine Stellung dem Kurfürsten gegenüber keine angenehme, denn Spohrs edles Selbstgefühl, seine künstlerische Ueberzeugungstreue ließen ihn bald in ein gespanntes Verhältnis zu jenem gebracht. Der Kurfürst liebte nämlich leichte, oberflächliche Musik, während Spohr möglichst auf ein gediegenes, klassisches Opern-Repertoire hielt. Wenn nun dem Kurfürsten das von Spohr entworfene Repertoire vorgelegt wurde, so strich er auf demselben stets die von letzterem komponierten, sowie überhaupt fast alle besseren Opern, und nur mit Mühe und List gelang es mitunter dem Einfluß anderer bei Hofe angesehener Leute, die Aufführung einer wirklich gediegenen Oper durchzusetzen. Einst ließ der Kurfürst Spohr nach einer Bellinischen Oper leichten Schatzes in seine Loge rufen. „Das war eine ganz hübsche Aufführung,“ sagte er zu ihm, „aber wenn Sie immer mit Ihrem langweiligen „Fidelio“ und ähnlichem Zeug kommen, so erregt das unsere höchste Unzufriedenheit. Sehen Sie nicht ein, daß diese Bellinische Oper hundertmal besser ist, wie Ihr schwerfälliger Beethovenischer „Fidelio“?“ „Durchlaucht werden mir,“ antwortete Spohr, „einige entschuldigende Worte gestattet. Wir Künstler haben wie andere Beamte auch unsere Dienstpragmatik. Man nennt dies die Urteile der Musikgeschichte. In dieser letzteren wird „Fidelio“ als eine weit bedeutendere Oper angesehen, als die heute gegebene. Wir untergeordnete Beamte der Musikgeschichte müssen uns deren Urteil unterwerfen. Sonderane Fürsten aber haben ja das Recht, die Dienstpragmatik umgestalten zu lassen. Wenn Durchlaucht also befehlen, so ist Bellini um vieles bedeutender wie Beethoven.“ Der Kurfürst merkte nicht die feine Ironie in Spohrs Worten. Er entließ den letzteren sehr gnädig und sagte dann, als Spohr fort war, zu seiner Umgebung: „Der Spohr ist doch vernünftiger, wie ich geglaubt hätte.“

Im Tigerkäfig.

„Nein,“ sagte der Tierbändiger zu Pat Flannegan. „Eine Stelle als Wärter kann ich Dir nicht geben. Aber vorige Woche ist unser Löwe gestorben und wir haben sein Fell aufbewahrt. Du sollst die Woche fünfzig Mark Lohn bekommen, wenn Du Dich in das Fell stecken und den Löwen spielen willst.“

„Fünfzig Mark?“ rief Pat. „Uns Himmels willen! Gibts soviel Geld auf der Welt?“

Und Pat kleidete sich in die Haut des Löwen und legte sich im Käfig nieder.

Die Türen der Menagerie wurden geöffnet und die Vorstellung fing an.

„Meine verehrten Damen und Herren,“ begann der Tierbändiger. „Um Ihnen die wunderbare Gelehrigkeit dieser wilden Tiere zu zeigen, werde ich jetzt den Löwen in den Käfig zum Tiger sperren.“

„Mann, seid Ihr verrückt?“ flüsterte Pat erschrocken. „Denken Sie an mein Weib und meine Kinder!“

„Hinein!“ zischte der Tierbändiger, „oder ich durchbohre Dich mit dieser Heugabel!“

Pat überlegte, daß es ziemlich gleichgültig wäre, ob er nun von der Heugabel durchbohrt oder von den Zähnen des Tigers zerfleischt würde, und so kroch er in den Käfig des Tigers hinein. Als er die wilden, funkelnden Augen der Bestie auf sich gerichtet sah, stieß er einen schmerzlichen Seufzer aus und fing an, in irischem Dialekt Gebete zu murmeln. Der Tiger kam jetzt näher geschlichen und sein geöffneter Rachen flüsterte:

„Was flennst Du, Dummkopf? Du brauchst keine Angst zu haben — ich bin ja ein Landsmann von Dir.“

Falsch!



Behobene Zwei, c.

„Ob ich Egon wirklich und wahrhaft liebe?“ murmelte Alice, in tiefe Gedanken versunken. „Oder ist es weiter nichts, als eine schwesterliche Zuneigung, die ich für ihn hege?“

In diesem Augenblick stürmte ihr kleiner Bruder Hans in's Zimmer und unterbrach ihre seelenanalytischen Forschungen.

„Willst Du Dich so leicht hinauscheren, Du ungezogener Küm-
mel,“ schrie Alice, ergriff ihren Bruder am linken Ohrfläppchen und schob ihn unsanft zur Türe hinaus.

„O, nein,“ flüsterte sie seufzend, als sie ihren so jäh unterbrochenen Gedankengang wieder aufgenommen hatte. „Meine Gefühle für Egon sind keine schwesterlichen. Meine Liebe zu ihm ist viel süßer, reiner, höher und heiliger als zu einem Bruder.“

S. Pasmacher.

